

Illustriertes Sonntags-Blatt

1917. * Nr. 27

Beilage zum
Rheingauer Bote.

Verlag von Anton Meier in Radesheim a. Rh.

Kleinstadt-Menschen.

Roman von Robert Mijch.

(Nachdruck verb.)

Der alte Doktor schritt bedächtig die vier Treppen hinauf. Es war ein Zettelschen bei ihm abgegeben worden, er möchte sofort nach seiner Rückkehr zu einem Kranken kommen, der unter demselben Dache hauste. Es fiel ihm ein, daß dort oben ein Maleratelier sei. War er einmal auf der Treppe einem begegnet, der wie ein Künstler oder vielmehr wie eine Mischung von Denker und Künstler. Er hatte dem interessanten Kopfe nachgeschaut, der ihn an ein Porträt erinnerte, das er in irgendeiner Galerie gesehen. Während er noch darüber nachdachte, stand er schon kuckend an der Tür, an der eine Visitenkarte klebte: „Philippo, Maler.“ Ein Italiener! Eine alte Frau öffnete ihm nach zweimaligem Klingeln und deutete auf eine Türe, während sie seitwärts

bemerkten den Fremden, der erstaunt und entzückt, aber auch entrüstet — denn zu einem Kranken hatte man ihn gerufen — das merkwürdige Bild in sich aufnahm.

Nun plötzlich, bei einer Wendung, sah sie den fremden Mann vor sich. Mit einem jähen Ruck, während ein dunkles Rot die zartgelb getönten, blassen Züge färbte, stand sie still.

Schnell flüsterte sie einige italienische Worte dem Sitzenden ins Ohr, worauf der Mann wie aus einem tiefen Traume erwachte, und trat dann in bescheidener Haltung auf den Arzt zu. „Verzeihen Sie, daß wir Sie haben ruhen lassen! Er hatte vorher seinen Anfall — jetzt geht es ihm etwas besser.“

Es war ein reines Deutsch, in dem sie sprach, nur mit einem ganz leichten, fremden Anflang.

„Und da tanzen Sie?“

„Ach, das zerstreut ihn; das macht ihn alle Schmerzen vergessen.“ — Ein liebliches Lächeln huschte dabei über das süße

Kinderge-
sicht mit dem feinen, ein klein wenig troig gebogenen Näschen.

Der alte Doktor war (u. er Frauenkenner, Kunst-enthusiast und Genießer jeglicher Schönheit, auch aus Beruf und aus Neigung Physiologe und Ethnograph. Mit Erstarrungen bemerkte er in diesem ganz südlichen Rasenförschen ein paar leuchtende, veilchenblaue, wahrhaft deutsche Augen — ganz die Augen des Vaters.

Denn ganz dieselben glühenden, strahlenden, fast überirdischen Augen sah er jetzt mit einem scheuen und fragenden Blicke des Mannes auf sich ruhen.

„Doktor Menzel!“ stellte der Alte sich vor. „Nun, Signor Philippo, wo fehlt's denn bei Ihnen?“

„Ich weiß nicht... die Luft fehlt, seit ich wieder in Deutschland bin... Kann sie wohl nicht mehr ertragen!“



Von der Schlacht im Westen: Verbandstelle im Winkel eines heizumstrittenen Dries vor Arras.

Bild- und Filmamt.

... sie ganz langsam einen italienischen Tanz, zu dem mit dem Tamburin und einem eintönigen Gesänge selbst unendlich grazios und leusch, wie dem alten Doktor Gleich einer Schlange bog der zarte Körper sich, wieder statuenhaft sich um seine Achse zu drehen. Der Alte noch das Mädchen, fast noch ein Kind,

A. g. XIII.

Es kam stöhnend heraus, aber in einem akzentfreien Deutsch. „So sind Sie früher schon in Deutschland gewesen? Sind wohl selbst ein Deutscher?“

Der Maler brummte etwas vor sich hin, riß den Sammettittel und das Hemd auf und sagte mit einem müden Lächeln: „Das Herz — das Herz! Es will nicht mehr so recht.“

Wortlos zog der Doktor sein schwarzes Hörrohr aus einer kleinen Instrumententasche, legte es dem Kranken an die Brust, horchte lange, klopfte ihn sorgfältig ab und ließ sich zuletzt genaue Angaben über seine Beschwerden machen.

Seine Miene seines etwas bärbeißigen, faltigen Gesichtes verriet, zu welchem Resultat er gekommen war. Er schrieb ein Rezept, das er dem jungen Mädchen mit einigen Weisungen übergab.

Der Maler blickte fragend zu ihm auf.

„Hm... etwas angegriffen! Scheinen wirklich das Klima nicht recht zu ertragen! Wenn erst das Frühjahr kommt, wird's schon besser werden. Vielleicht können Sie dann aus Berlin heraus, aufs Land — oder nach dem Süden.“

Der Maler sah ihn mit traurigen, resignierten Augen an.

„Haben Sie denn keine Verwandten mehr da?“

„Niemand!“

„Hm... Ra, wir sprechen noch darüber. Zu beunruhigen brauchen Sie sich nicht!“

Er streckte seine braune Tafe hin, in die der Maler eine feine, weiße Kinderhand legte, die gar nicht zu dem kühn geschnittenen Denkerkopf mit dem langen, schwarzgrauen Bart zu passen schien.

Dem jungen Mädchen winkte der Arzt mit den Augen; und sie schien ihn zu verstehen, denn sie folgte dem Alten in den Flur hinaus, fasste bebend seine Hand und stammelte ängstlich: „Ist es sehr schlimm?“

„Nicht doch! Das kann man noch nicht wissen. Wenn Sie ihn nachher zur Ruhe gebracht haben — und er braucht Ruhe, vor allem keine Aufregung oder Sorge — ja, dann kommen Sie doch einen Augenblick zu mir hermiter! Wir sprechen dann weiter! Nein, nicht jetzt... meine Frau und die Abendsuppe warten.“

Und als wenn es nur der Hunger wäre, der ihn forttrieb, schnitt er jede weitere Bemerkung ab und eilte geschwinde, als er heraufgekommen war, die vier hohen Treppen wieder hinab.

Hier erwarteten ihn in der Tat die gemütliche Eßstube und der wohlgedeckte Tisch, über dem die große Hängelampe freundlich brannte, und an dem eine feine, alte Dame sitzend und lesend saß.

Doktor Mangel versuchte sonst die Welt und ihr Elend, das zu schauen er so reichlich Gelegenheit hatte, in seinem häuslichen Paradies zu vergessen. Heute aber er schweigend und nachdenklich seine Suppe, gab zerstreute Antworten und ließ selbst seinen fastigen Lieblingsbraten ohne besondere Begrüßung und Aufmerksamkeit vorübergehen.

Die Doktorin hatte es sich im Laufe der Jahre angewöhnt, ihn nie nach seinen ärztlichen Erlebnissen zu fragen.

Was sie über das Fachliche hinaus interessieren konnte, sprach er sich schon selber von der Seele.

Der Alte stieß den Teller zurück. „Eine merkwürdige Gesellschaft da oben!“

„So — was sind's denn für Leute?“

„Vater und Tochter. Ein Maler! Der Teufel soll mich holen, wenn ich klug daraus werden kann, ob es Italiener oder Deutsche sind. Von beidem etwas. Herzkrank ist der Alte. Das heißt, scheint noch jung... etwa anfangs Fünfzig... Und die Lunge scheint auch nicht mehr intakt. Bleibt er hier in der Berliner Luft, in seinen vier Wänden da oben — mit dem nervus rerum und dem Kochtopf scheint's auch nicht zum besten bestellt... ja, dann kann's bald ein schlechtes Ende nehmen.“

„Und ist ihm nicht zu helfen, Otto?“

„Nein und ja. Die Katastrophe kann man hinausschieben, wenn man ihn in die gute Luft bringt... fleißig spazieren gehen und keine Sorgen! Danach sieht's aber nicht aus. Und die vier Treppen sind auch Gift für ihn.“

Nach und nach, immer von Reflexionen allgemeiner oder medizinischer Natur unterbrochen, wie es seine Art war, erzählte er der aufstehenden Frau alles.

Die kleine Dame mit dem grauweißen Scheitel, dem grundgeheiten, feinen Gesicht und den gütigen, alten Augen hörte voll Interesse zu und sprang schnell auf, als es jetzt zaghaft klingelte.

„Das ist gewiß die Kleine!“ Eiligt schob sie zur Tür hinaus, als fürchtete sie, das junge Mädchen würde noch im letzten Augenblick wieder davonlaufen, und kam gleich darauf mit dem zierlichen Gesichtspfeifen zurück.

In einen langen italienischen Mantel gewidelt, hätte man sie für einen zarten Knaben halten können, wären nicht die langen Zöpfe gewesen, die sich unter der Kapuze hervorstakten.

Erst nach einigem Zureden legte sie diesen Mantel ab und zeigte sich in einem ärmlichen, dünnen, verblichenen und unmo-

dernen Kleidchen, das sie offenbar selbst angefertigt und mit ihrem Wachstum auch verlängert hatte.

„Mein Gott, sie ist so jung!“ flüsterte die alte Dame Ramme zu. „Und so hübsch!“

Das junge Mädchen blickte schen zu Boden, nahm auf einer Substante Platz und ließ den langen, schwarzen nervös durch ihre Finger gleiten.

Die gute Frau Doktor verstand geschickt, diese ärgste Schwärze des Mädchens zu verschleiern. Sie hatte auch eine Erzählung für sie; aber die sei schon einige Jahre verheiratet auswärts — und sie liebe die Jugend. Das kleine Mädchen mühte sie aber jetzt öfters besuchen; und sie bedauerte nur, sie nicht schon früher kennen gelernt hätte. — Und von kleinen, selbstgebackenen Kuchen müsse das kleine Fräulein sich kosten lassen. Dabei häufte sie ihr einen ganzen Teller auf. Denn mit siebzehn Jahren sei man ein Ledermädchen.

„Achtzehn!“ verbesserte die Kleine nun umbeßang, und das erste Lächeln über ihre Züge flog.

„Und dieses Glas italienischen Wein müssen Sie uns trinken auf das Wohl Ihres schönen Vaterlandes.“

Die Frau Doktor, die etwas von Dantes wohlklingender Sprache verstand, fügte noch einige italienische Worte.

Da schob es blutwarm auf in den blassen Wangen des Mädchens; sie hob mit einer zierlichen, kleinen Verbeugung Glas gegen die beiden alten Leute und sagte mit einem tendenden Blick ihrer Blauaugen: „A la vostra salute!“

„Sie sprechen aber so gut Deutsch, Signorina —“

„Me — Me Carlotta. Papa ist ja ein Deutscher... meine Mama war Italienerin.“

„Und sie lebt nicht mehr?“

„Nein — wir haben ihr Grab in Rom zurückgelassen.“

„Daher also die italienisch-deutsche Namensverschönerung die blauen Augen im italienischen Köpfchen“, scherzte der Gattin, und sie von dem traurigen Thema abzubringen.

Die Kleine blickte sie trauernd an, mit einem lieben Lächeln. Sie leerte auch ganz tapfer ihr Glas feurigen Wein, ließ sich die kleinen, harten Kuchen, an denen sie mit ihren Zähnchen wie ein Mäuschen knabberte, vergnüglich schmecken.

Der Wein goß Wärme in den zarten, schlanken Körper, die blassen Wangen und weckte das lang zurückgehaltene Bedürfnis nach Mitteilung, das in jedem Menschen schlummert.

Allmählich legte sie ihre Schen ab und plauderte nun allerliebste von Capri, Neapel und einem alten Schloss, das sie jahrelang gewohnt hätten, als die liebe Mama noch lebte. Der Vater hätte es ausgemalt bei seinem Freunde, dem Kimari. Und da sei sie geboren.

Wie ein altes Märchen erzählte sie es — ganz ruhig.

„Der Vater ist noch nicht ganz fertig gewesen, da ist er ganz plötzlich gestorben; und wir sind von Neapel nach Rom gegangen. Da hat er nicht mehr viele von den alten Bildern wiedergefunden; und sie wollten auch von seinen Bildern mehr wissen. Es war alles anders geworden.“

Und die jungen Künstler haben die große Kaiserstadt Spree gerühmt, wo so viel reiche Leute lebten, die sie liebten und beschützten. Da hat den Vater das Heimweh nach der alten Heimat, und wir sind nach Deutschland gegangen.

Sie wurde plötzlich ganz ernst; ein Schatten zog über ihre liebliche Kinderantlitz, und zwei flehende Augen hefteten sich auf den alten Doktor.

„Und nun sind wir hier. Er grämt sich und jehnt sich dem Süden und nach unserem Grab in Rom, das man nicht mehr pflegt. — Ach, bitte, Herr Doktor — sagen Sie mir die Wahrheit, ob es schlimm mit ihm steht.“

Der Arzt rückte verlegen an seiner Brille, nahm sie ab und pukte sie heftig, als ob sie plötzlich beschlagen wäre. Schwer zu sagen, mein liebes Kind!... Was soll's? Ärzte!... Alles Stüchwert, unser Wissen!“

Die Frau Doktor warf ihrem Manne einen scharfen Blick auf den er sofort verstummte, sich ein paar mal räusperte, dann gelassen fortfuhr: „Es ist nicht so schlimm — kleine Mädchen werden wir schon zurechtbringen!... Aber freilich — Luft... andere Diät... keine Arbeit, kein Treppengelaufe.“

Die Kleine saß ganz ruhig da. Nur die blauen Augen schienen sich, ohne daß sie eine Miene verzog, mit blanken Blicken ihr langsam über die Wangen tropften.

Der Doktor rückte unruhig hin und her. Frauentränen er absolut nicht vertragen. Seine Bärbeißigkeit schämte sich am Feuer, wenn Frauen weinten.

„Nun — nun — nun! Am besten wäre es ja, wenn wir gingen mit ihm wieder nach Italien zurück.“

Die Tränen flossen immer reichlicher, der Doktor immer verlegener. Er warf seiner Frau einen hilflosen

Mit einer unmerklichen Kopfbewegung, die nur er deutete sie nach der Türe seines Studierzimmers.
— nein — nein! Gar nichts zu fürchten! Bleiben Sie bei mir, bis ich bei meiner Frau, liebes Kind! Ihren Kranken Sie ja zu Bett gebracht... Muß nur schnell ein paar Zeilen schreiben... Gar nichts zu fürchten, liebes Kind! — Gute Nacht... ja, ja...
— er die Türe erleichtert hinter sich geschlossen hatte, griff die Dame gütig lächelnd nach der Hand des jungen Mädchens und streichelte sie sanft.
— brach es wie ein Springquell, den man lange zurückgehalten, aus ihr empor. Hatte die Doktorsfrau sie an sich genommen, aber das junge, schuchselnende Ding sich an sie gelehnt, ein Kind lag sie nun schluchzend an dem mütterlichen Arm der alten Frau.
— weinen Sie sich nur aus, Kleine, das ist die beste Medizin. Sagen Sie mir alles — alles! Oder sagen Sie nichts — was schon... Sie haben nicht die Mittel, Ihrem Vater die Heilungen zu verschaffen, deren er bedarf?“
— „Charlotte nicht unmerklich.
— „es geht Ihnen nicht gut, nicht wahr? Ihr Vater kennt hier keinen, hat keine Freunde und Beschützer. Ich kann mir nichts denken. Und er malt auch wohl ganz anders, als man hier liebt und kauft.“
— „das selbe Nicken! Das Köpfchen hob sich ganz sachte von ihrer Brust, der Schluchz wurde sanfter, hörte dann ganz auf, und ihre Augen suchten die der alten Frau, zwei Augen, die verstanden und erraten fühlten in ihren geheimsten Regungen. Sie haben mir von dem Grafen erzählt, bei dem Sie so wohnen.“
— „in Castel Moro bei Sorrent. Der Conte war der beste meines Vaters; und wir bildeten eine Familie — zehn Kinder. Und er war mir wie ein zweiter Vater. Oh, so viele Bilder hat der Vater dort gemalt. Deutsche Märchen und italienische Landschaften.“
— „und er starb dann, der Conte?“ lenkte die Frau die kleine Enkelin ab, die sich vom Thema, das sie interessierte, ablenken im Begriffe war.
— „er starb — ganz plötzlich. Und das war ein großes Unglück. Denn wir mußten nun das Schloß verlassen.“
— „er erbte es denn?“
— „mein Sohn. Den kannten wir gar nicht. Er lebte in Paris und dachte nie sein Vater. Sie schrieben sich auch nicht.“
— „dann der Graf seinem Freunde nichts hinterlassen?“
— „nein! Er starb so schnell. Ich hörte meine Mama einmal da- von, es hätte sich kein Testament vorgefunden. Es hat auch nichts mit dem Erben gegeben, der meinem guten Vater immer bereitet hat. Sie haben sich dann, glaube ich, geeinigt.“
— „Papa sagte: wie ein Schuß hätte der Junge sich benommen.“
— „sagen Sie mir, liebes Kind — wo haben Sie so gut Deutsch gelernt?“
— „Papa hat immer mit mir deutsch gesprochen — und meine deutschen Freunde in Rom.“
— „wollen Sie mich wie eine Mutter betrachten?“
— „nein!“
— „dann verschweigen Sie mir nichts! Sagen Sie es mir leise, wie ins Ohr; nicht wahr, es geht Ihnen auch sonst nicht an?“
— „das junge, feine Gesichtchen schmiegte sich halb scheu, halb lächelnd an das alte, verrunzelte und zwei rote Lippen hatte leise: „Ich... ach Gott, ich weiß mir ja nicht mehr zu sagen. Sie wollen keine Bilder nicht... und ich habe sie doch angeboten. Oh, sie verstehen nichts von Kunst hier und Schönheit. Mein Papa ist ein Künstler; aber er malt nicht Bilder, wie man sie hier haben will. Und die Menschen sind so faul und schlecht hier.“
— „ein armes Kind! Was müssen Sie alles durchgemacht haben, wenn junge Lippen so etwas sagen! Überall gibt es so schlechte Menschen. Und wovon leben Sie eigentlich?“
— „mit der Wahrheit! Jetzt bin ich Ihre Mama.“
— „wir hatten noch Ersparnisse.“
— „guten! — Und jetzt?“
— „ich... ich habe einige — einige Bilder verkauft.“
— „unwillig und zögernd rang es sich von ihren Lippen. Hat sie mir schlecht genug bezahlt — miserabel! Und — hatte ich ja noch —“
— „einige?“
— „allerlei Schmutz und Andenken. Der gute Graf hat uns so viele Sachen geschenkt. Ich mache mir aber gar nichts daraus.“
— „armes Kind!“ Die runzligen Hände strichen sanft über das junge Köpfchen. „Weiß der Papa davon?“

„Ich weiß nicht. Er fragt nie anach. Ach, er ist so unglücklich.“
 „Haben Sie keine Verwandten in Deutschland und Italien?“
 „In Italien, ja! Ein Bruder meiner Mutter lebt bei Florenz. Aber er ist selber arm, er hat ein kleines Amt und viele Kinder.“
 „Und hier in Deutschland?“
 „Nie — mand!“
 Die Kleine sagte es so störend, daß die Frau wohl fühlte, sie hätte nicht die Wahrheit erfahren.
 „Woher stammt denn Ihr Vater, liebe, kleine Ilse Carlotta?“
 „Oh, aus — Thüringen.“
 „Kind, Kind — Sie sagen mir nicht die Wahrheit. Sie verbergen mir etwas.“
 „Bitte, bitte — fragen Sie mich nicht!“
 „Doch, Mädchen! Seinem Mütterchen muß man alles sagen. Ich frage ja nicht aus Neugier — und vielleicht kann mein alter Kopf noch raten, wo Ihr junger keinen Ausweg mehr weiß. Nicht wahr, er hat in Deutschland Verwandte?“
 „Ja! Aber er will sie nicht haben!“
 Die Kleine richtete sich heftig auf, sich den mütterlichen Armen fäh entziehend. Und noch heftiger schleuderte sie das heraus, mit blühenden Augen, mit dem Fuße aufstampfend, als zerräte sie etwas Häßliches.
 „Hm, hm!“ Die alte Frau lächelte begütigend. „Sie sind ja nicht hier, diese Verwandten! — Sieh, sieh . . . das heiße Blut!“
 „Sie sollen auch nicht kommen — und sie werden auch nicht kommen! Lieber —“
 „Lieber wollen Sie den armen Papa zugrunde gehen lassen?“
 Das trotzig erhobene Köpfchen senkte sich, die schmerzhaft geschlossenen Lippen zuckten.
 In ratloser Verzweiflung saß das junge Mädchen da.
 „Ist es ein Vater? Sind es Eltern?“ fragte die Doktorin leise. Wie eine sanfte Hand streichelt, so mild und versöhnend tönte ihre Stimme.
 Ilse Carlotta schüttelte den Kopf.
 „Ein Bruder — Geschwister?“
 „Der — ein Bruder!“
 „Der selbst eine Familie hat?“
 „Ja!“
 „Oh — ich kann mir alles denken. Eine Familie von Beamten oder Geschäftsleuten, die der Kunst fremd gegenüberstehen und den jungen Künstler im Jorn von sich gestoßen haben. Der Trostpfad ging in die Welt hinaus, und alle Bande zerrissen.“
 Ilse Carlotta nickte stumm.
 „Und das sollte sich nicht ausgleichen lassen — jetzt nach so langer Zeit?“
 Ilse Carlotta schüttelte leise das Köpfchen.
 „Sie sind so gut zu mir . . . und ich will Ihnen nun alles sagen. Sie sollen nicht falsch von meinem lieben Papa denken. Er ist in die Welt gegangen — erst nach München, dann nach Rom. Sein Vater hat nichts mehr von ihm wissen wollen; und er hat sich mühsam durchs Leben geschlagen. In Florenz hat er meine gute Mama kennen gelernt als — sein Modell. Und sie haben sich geheiratet. Oh, sie war nur die Tochter eines einfachen, armen Handwerkers. Aber sie ist eine Florentinerin. Man versteht das hier nicht, wie fein und vornehm die kleinen Leute da sind, die schon seit Jahrhunderten in der schönen, alten Stadt sitzen. Das ist wie ein alter Adel. Und sie wissen es und sind stolz darauf. Und so schön war sie . . . und so lustig und gut! Und geliebt hat sie den Papa und ihn so glücklich gemacht. Oh, sie hat dann auch gelernt. Er hat ihr vorgelesen — viele, viele Bücher. Ich kann stolz sein auf meine Mama — und das hat auch der Conte gesagt und alle unsere Freunde.“
 Aber in Deutschland, als sie es erfuhren . . . Es kam einer aus Papas Geburtsstadt nach Florenz — einer, mit dem er in der Schule zusammen war. Der muß es wohl später in Fichtenrode erzählt haben. Ich war damals noch nicht geboren; nur mein kleines Brüderchen, das dann später gestorben ist.
 Und eines Tages kam ein Brief von einer Bank, er sollte hinkommen und Geld abholen.
 Und als er hinkam, war auch ein Brief da von seinem Vater und viele tausend Mark — das sei der Pflichtteil — so nannte es der Vater, glaube ich — das Erbe von der Mutter — die sei gestorben. Und der Gram und die Schande, daß ihr Sohn so unter seine Herkunft und seinen Stand herabgestiegen sei, hätten sie mit ins Grab legen helfen. Geworden sei er ja auch nichts, nicht der große, gefeierte und reiche Künstler, wie er sich gerühmt hätte. Und als ein Reuiger, wie die Mutter im stillen gehofft, sei er auch nicht zurückgekehrt. Durch diese Heirat mit der Tischlertochter hätte er das letzte Band zerrissen, schrieb ihm der Vater. Der Sohn solle ihm nie wieder vor die Augen kommen. Auch wenn er in Schande und Elend unterginge, dürste er auf die Hilfe seiner Familie fortan nicht mehr rechnen.“

Ilse Carlotta sprach ganz leise. Nur am Zittern der Stimme merkte man die innere Erregung; und das elfenbeinfarbene Gesichtchen färbte sich mit dem Rot des Jornes und der Empörung.

„Mein lieber Papa hat das Geld nicht angenommen. Aber nach zwei Wochen schrieben die Herren von der Bank, in Deutschland hätten sie es auch nicht mehr nehmen wollen, und was denn nun mit dem Gelde geschehen solle? Und das war, ehe er in Rom den Grafen kennen lernte. Und es ging ihm damals sehr schlecht. Die Mutter bat ihn — und so nahm er es, da es doch sein rechtliches Erbe war, und ging damit nach Rom.“

„Und sein Vater?“

„Der ist dann auch gestorben — einige Jahre später, als der Vater schon in Castel Moro lebte. Der Graf hat eines Tages einen Aufruf in einer großen römischen Zeitung gefunden, der Vater möge seine Adresse angeben, und hat heimlich Erkundigungen einziehen lassen. Da erfuhr er von dem Tode, und daß ein großer Brief schon seit Monaten auf dem deutschen Konsulat in Rom läge. —

Aber der Vater wollte von nichts mehr wissen. In Castel Moro nannte er sich bereits so, wie er jetzt heißt; und in Rom glaubten sie, er wohnte in Tunis. Da hatte er nämlich ein Jahr lang mit dem Grafen gehaust und von da Briefe an seine deutschen Freunde geschrieben. So konnte ihn niemand auffinden; und das war ihm gerade recht so. Später hat er seinen wirklichen Namen ganz abgelegt und ist italienischer Bürger geworden. Ich darf niemals seine deutschen Verwandten erwähnen.“

„Und wie denken Sie sich nun die Zukunft — Ihre Zukunft?“

„Ich weiß nicht“, sagte sie leise und zögernd. „Nur daß er wieder gesund wird — nur gesund! Denn was soll ich auf der Welt ohne ihn — so ganz allein.“ In wildem, tränenlosen Schmerz krampfte sie die Hände zusammen. Der alten Frau lief es eiskalt über den Rücken.

Wie verzweifelt doch diese jungen Augen blidten! Daß so tiefes Weh sich auf einem solch jungen Haupt zusammenhäufte!

Eine Weile saß die alte Frau wortlos, in sich versunken da, um diesen heiligen Schmerz nicht zu stören.

„Mein liebes Kind, wenn man so alt ist wie ich, dann weiß man, daß Sonnenschein und Regen im Leben gerade so wechselnd wie draußen in der Natur.“ Und sie griff leise nach der Kleinen, weichen Hand und drückte sie innig und warm.



Deutsche Jugend in Ostpreußen:
Landsfreuden der Stadtkinder.

schneidenden Nachbarn ab. Ein großer Balkon auf Säulen hobten ersten Stockwerk, darunter eine weinumsponnene Loggia die hohen Fenster mit den großen, blühenden Scheiben, das zöfische Dachgeschoß mit dem Eckturm: alles von Geschmack und Wohlhabenheit, die erst ängstlich mit dem Pfennig zu tun braucht. Das täuschte auch nicht. Es waren die feinsten, die wohlhabendsten die reichsten Leute der Stadt, die ihr Heim aufgeschlagen hatten.

August Merkel, Inhaber der und soliden Bank, Getreide-Produktenfirma A. W. Merkel folger, saß hier mit Weib und Dienerschaft auf ererbtem Der Garten umgab das Haus allen vier Seiten. Vorne war nur eine Rasenfläche mit fremdländischen Sträuchern zwei steifen Blumenrabatten. Hintergrund zog jedoch ein stattlicher Park mit allen sich bis zu n Abhang des bewaldeten Berges hinüber. Ein kleiner Bach sich zu einem Weiher erweiterte einer kühn geschwungenen Holzbrücke über, trennte ihn in zwei ungleiche Teile.

An der linken Seite der Villa, durch den Gartenland und eine hohe Mauer von dem Vorbesitz getrennt, lag das alte Haus, aus die Merkel zu ihrer jetzigen Höhe emporgehoben waren. Jetzt beherbergte es die

Dahinter lagen die Speicher und Lagerräume, die Stallungen und was noch sonst zu einem so großen Betriebe gehörte. Großvater des jetzigen Inhabers, jener A. W. Merkel, hatte Geschäft nur als Nebenzweig seiner Mühle vor über Jahrzehnten mit einem Schreiber begründet. Jetzt saßen über Duzend Herren an den Doppelpulten und vor den großen Schern. Wo jetzt das vornehme Wohnhaus stand, hatte einst lustig die Mühle geklappert, die der Bach bewegte, der teilweise abgeleitet, als ein leichtes Wässerchen den hinteren



Gefangene und verwundete Engländer werden durch eine der in Trümmer liegenden Ortschaften des Kampfgebietes vor Arras zurückgebracht.

In Fichtenrode steht am Ende der Stadt, auf einer kleinen Anhöhe und weit abwärts von den Häusern, inmitten eines großen, schattigen Gartens eine umfangreiche, zweistöckige Villa aus rotem Sandstein. Gar vornehm hebt sie sich gegen ihre be-

Hier herrschte als alleiniger Inhaber Herr August Merkel, dem die Firma ihre eigentliche Größe zu verdanken hatte. Hier herrschte nur in diesen Räumen, in denen er einst gespielt hatte, nur über seine Kommis und sonstigen Angestellten.

Säulen
nebene
iben, das
m: alles
heit, die
ig zu kna
nicht. Ge
abendten
Stadt, de
n hatten
aber der
Gezeibe
B. Merkel
it Weib
f exortet
das Po
Vorne
che mit
sträucher
ntrabatten
noch ein
alten
des bewo
leiner
erweiterte
Holzbrücke
gleiche
durch
r von dem
Haus, aus
emporga
s die
die Stall
gehört
ertel, hat
r über
saßen über
den grohen
hatte
gte, der
n hinter
des
durch
Mühle
später
brochen
den,
firma
sich
fünf
ren
lich
Hande
hatte
und
lieber
erhalten
sich
dem
jugen
als
und
verm
für die
Dörfer
kleinen
des
Kreis
war
mäht
rer
Beden
heran
als
solide
geacht
ganzen
ringer
August
ten hat
einf
en Ang



Die sogenannte Sommerresidenz Schloß Zarstoye Selo, in dem der entthronte Zar gefangen gehalten wird.



Fliegerleutnant Heinrich Gontermann. (Mit Text.)
Hofphot. G. Benzenmann, Reg.

an der großen Mauer begann das Reich seiner Gattin, geborenen Frein von Mohrenstein-Gungeloh. Und hier trat sie im wahren Sinne des Wortes. „Denn ich bin groß, du bist klein“, heißt es im Liede und das traf im wirklichen übertragenen Sinne auf das Ehepaar Merkel zu. Das kleine Männchen bezog willig das fast kahle Köpfchen

seiner Hofbälle seien ihr zu Kopf gestiegen und noch mehr die Guldigungen eines fürstlichen Magnaten-Sproßlings. Ihr Vater, der stattliche Gardeoberst, wurde dann plötzlich als Divisions-Kommandeur von Berlin nach Erfurt versetzt — wie man munkelte, auf Betreiben der sehr einflussreichen Familie



Malona, die letzte Königin von Madagaskar. (Mit Text.)



Hofrat Dr. Karl v. Linde. (Mit Text.)

vor der ge-
strengen Ge-
bieterin, die
ihn um eine
Hauptes-
länge über-
ragte. Auf
einer könig-
lichen Gestalt
ein energi-
sches Antlitz,
noch immer
die Spuren
ehemaliger
Schönheit
verratend,
überragt von
einer blon-
den, hoch-
aufgetürm-
ten Krone,
die noch kein
graues Haar
durchzog,
die Frau Isa, wie man munkelte,
jünger war als der kleine Herr Gemahl.
Man sagte
damals wie
heute, es ha-
be kein ge-
ringer Mut
dazu gehört,
dieses Frei-
fräulein zu
ehelichen,
das wegen
ihres schar-
fen Verstan-
des, ihrer
fühlenden Über-
legenheit
und wegen
ihres Stol-
zes in den
Erfurter Of-
fiziers- und
Gesellschafts-
kreisen von
den jungen
Männern



Beggmüde. Gemälde von Herm. Kaubach. (Mit Text.)

allgemein gefürchtet war. So recht niemand sich an die kalte, stolze Herab-
sieht heran. Man behauptete, die Ber-

des jungen Prinzen von W., der kurz darauf eine standesgemäße Ehe einging. — Das Fräulein bildete nun den Mittelpunkt der Erfurter Gesellschaft. Die jungen Offiziere machten ihr natürlich schon aus dienstlichen Gründen den Hof.

Man sprach auch verschiedentlich von einer Verlobung, die aber nie zustande kam. Es wurde nicht recht klar, ob die junge Schönheit die Körbe ausstellte, oder ob die Betreffenden sich im letzten Moment selber zurückzogen. Jedenfalls war und blieb sie unverlobt, während ihre Freundinnen eine nach der anderen vor den Altar traten.

Vermögen war nicht vorhanden. Es war auch bekannt, daß die Familie über ihre Verhältnisse hinaus lebte, und daß Fräulein Jsa die Ansprüche einer großen Dame machte.

Als der stotte Divisionär dann plötzlich statt des erhofften Korpstommandos den blauen Abschiedsbrief erhielt, wurde es still und stiller um die Familie Mohrenstein.

„Jetzt kann sie sich um eine Stiftsstelle umsehen“, sagten die boshaften Freundinnen — „jetzt heißt sicher keiner mehr an.“

Der in seinem Ehrgeiz tödlich getroffene Offizier überlebte seine Verabschiedung nur zwei Jahre. Mutter und Tochter zogen sich fast ganz von der Gesellschaft zurück.

Da plötzlich — die junge Dame näherte sich schon fast den Dreißig — überraschte sie ihre Kreise durch die Verlobung mit dem ältesten Sohne und Mitinhaber von „A. W. Mertel Nachfolger“ in Fichtenrode. Der junge Mann hatte in Erfurt sein Freiwilligenjahr abgedient und sie schon damals in den Gesellschaften, denen man den lebenswürdigen, reichen Erbsohn zuzog, gleich einer hohen, fernem Göttin von weitem angeschaut.

Ihretwegen, nicht „um die Branche kennen zu lernen“, trat er dann als Volontär in eine Erfurter Bank, ließ sich auch in ein Lesefränkchen aufnehmen, dem seine Göttin angehörte, und schob sich so allmählich in ihren Gesichtskreis. Von oben herunter behandelt, ließ er nicht nach in demütiger Verehrung und allerlei Mitterdienst. Er warb und diente lange sehr diskret. Nach der Pensionierung des Freiherrn wußte er sich ihm bei der finanziellen Regelung seiner Verhältnisse nützlich zu machen.

Der ehemalige, kaum beachtete Einjährige und Bankvolontär, indes zum Mitbesitzer des väterlichen, an Bedeutung stets wachsenden Hauses geworden, verkehrte jetzt, wenn er — was recht häufig vorkam — sich geschäftlich in Erfurt aufhielt, im Hause des verabschiedeten Generals.

Seiner Tochter gegenüber ließ es der etwas verbitterte Freiherr nicht an Anspielungen fehlen, daß der bürgerliche Spatz in der Hand der aristokratischen Taube auf dem Dach vorzuziehen sei, daß er ihr nichts hinterlassen könne, und daß die durch Familienverbindungen zugesicherte Stiftsstellung im Medlenburgerischen dann ihre letzte Zuflucht sei.

Hatte die stolze Jsa solche Bemerkungen bei Lebzeiten des Vaters noch mit spöttischem Achselzucken aufgenommen, so änderte sie ihre Ansicht nach seinem Tode, als ihr plötzlich die Welt ein verändertes Antlitz zeigte, als Frau Sorge langsam, wenn auch noch verschleiert und sanft an ihre Türe pochte, und die verheirateten „Freundinnen“, alle in „Position“ oder reich geworden, auf die von ihrem Niedestal herabgestiegene, auf eine kleine Pension beschränkte Sitzengebliebene und langsam Alternde sehr von oben herunterblickten.

Gewisse kleine Demütigungen gaben den Ausschlag. Der schüchterne Verehrer, in dessen Augen sie noch immer auf ihrem Throne saß, wurde ermutigt — er erklärte sich, und Jsa konnte sich eine Hochzeitsfeier leisten, von deren Glanz und blendendem Luxus man in ihren Kreisen noch lange sprach.

Kurz darauf starb der alte Mertel, dessen Frau den Einzug der Schwiegertochter nicht mehr erlebt hatte; und sofort wurde die alte Mühle abgebrochen, die neue Villa mit dem prächtigen Garten errichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Der allwissende Oberleutnant.

Von Clara Dästerhoff. (Nachdruck verboten.)

Es war etwa zwei Jahrzehnte vor dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges. Noch ganz erregt saß Oberleutnant Anebel bei seiner Braut und berichtete ihr von der Inspektion, die General Herber am Vormittag auf dem Kasinenhof abgehalten hatte.

„Es ist schrecklich, was für Stedenpferde diese Vorgesetzten manchmal reiten“, sagte er. „Nicht genug, daß einer seine Pflicht und Schuldigkeit tut, so gut er kann; wenn er nicht des Chefs lächerliche Liebhabereien zu berücksichtigen versteht, so findet er doch keine Gnade vor seinen Augen. Unser General schwärmt augenblicklich für den inneren Dienst.“

„Den inneren Dienst? Was ist das?“

„Heute war's die weltbewegende Frage: Trägt der erste beste aus der Schar hervorgerufene Mann Strümpfe oder Fußlappen?“

Die Inspektion war soweit glatt verlaufen, Haltung und Scheinung der Leute hatten dem alten Brummhart sogar die Anerkennung entlockt. Da kommt er auf den Gedanken, meinen Freund Lenz aufzufordern, er solle seine Leute vor Front beordern. Als das geschehen ist, fragt er Lenz: „Wie der dritte Mann in der ersten Reihe?“ — „Bachmann, Herr General.“ — „Was trägt der Mann in seinen Stiefeln — Strümpfe oder Fußlappen?“ — „Ich bedauere, Herr General, darüber ich nicht unterrichtet“, antwortet Lenz. „Ich und jeder im Regiment hätte eben auch nichts anderes zu antworten gewußt. Nun du aber die Standpaule hören sollen, die der alte Herr uns vorgesagt hat. Da haben Sie es, meine Herren! Der innere Dienst, das ist woran es hapert! Ein rechtschaffener Offizier muß unbedingt wissen, wie es um die Fußbekleidung eines jeden in seiner Kompagnie bestellt ist, denn von ihr hängt naturgemäß die Marschfähigkeit der Truppen ab. Verwenden Sie mehr Sorgfalt den inneren Dienst. Ich kann es Ihnen nicht dringend empfehlen. Leben Sie wohl, meine Herren!“ Was jagst nun zu solcher Gehirnverfälschung?“

„Nun, ich denke, ihr müßt doch ganz glücklich sein, daß ich genau über das spezielle Stedenpferd eures Vorgesetzten geklärt seid“, meinte Eva von Leisewitz unbesorgt. „Ich doch wenigstens, worauf ihr euer Hauptaugenmerk zu richten habt, damit ihr bei der nächsten Inspektion mit Glanz befehl.“

Der Oberleutnant lachte belustigt auf. „Du meinst, wir bis zur nächsten Wiederholung der lieblichen Prozedur weiter zu tun, als uns mit der Frage zu beschäftigen, was unseren Leuten Soden oder Fußlappen trägt?“

„Nichts weiter“ will ich nicht sagen, aber doch so nebenbei berichtete die Braut seine Auffassung.

„O, du Unschuldengel, bis wir uns diese Weisheit zu gemächt haben würden, ist der gute General längst auf eine Spezialität verfallen, die sich als Stedenpferd reiten läßt“, der Oberleutnant, noch immer lachend.

„Ist das die Auffassung deiner Kameraden auch?“ erkundete sich die Braut.

„Aber natürlich, Kind; kein Mensch gibt auch nur ein Pfifferting auf all diese vorübergehenden Launen, die bei der Inspektion wechseln.“

Fräulein von Leisewitz blickte schweigend und nachdenklich vor sich hin. „Paul“, sagte sie dann plötzlich, „tu mir einen Gefallen, folge diesmal meinem Rat und mache das lappenstedenpferd zu deinem eigenen. Mir sagt eine Stimme, die heute aufgeworfene Frage, ob Soden, ob Fußlappen, sei bestimmt, in unserem Leben die Rolle des Schicksals zu spielen. Denke nur, wie glücklich es uns machte, wenn die Kameraden alten Herrn das Mittel zu deiner Beförderung würde und uns heiraten könnten!“ Die bisher geheimegehaltene Verlobung der beiden war nämlich so aussichtslos wie möglich. Eine unvermögende wie das andere, auf Beförderung konnte der sehr jugendliche Mann in absehbarer Zeit nicht rechnen, nicht zufällig ein Krieg ausbrach, und ohne daß er eine Charge erreichte, durfte er ans Heiraten nicht denken.

„Kind, welche Idee! Wie würden die Kameraden sich freuen, wenn sie das hörten!“ Mit diesen Worten versuchte er, Eva die „Schrulle“ aus dem Sinne zu scherzen. Es gelang aber nicht. Sie bat so dringend und sah dabei so unwiderstehlich aus, daß er ihr das Versprechen geben mußte, sich eingehend um den „inneren Dienst“ und speziell um die Bekleidung seiner Leute zu bekümmern. Dagegen nahm er das Versprechen ab, mit keinem über die Sache zu reden, erklärte er, „wenn sich das herumspräche, hätte ich mich unheimlich lächerlich gemacht.“

Nun, der Herr Oberleutnant hatte die beste Absicht, sein Versprechen zur Ausführung zu bringen; im Drange der Sache aber kam er nicht gleich dazu, und später geriet die Sache in Vergessenheit, sowohl bei ihm, wie bei seiner Braut. Erst die Rede beinahe ein Jahr nachher auf die wiederum stattfindende Inspektion des Regiments durch General Herber fiel beiden die Schicksalsfrage: Soden oder Fußlappen? wieder.

„Bist du denn nun auch im inneren Dienst“ ganz sicher, kannst du von jedem Mann deiner Kompagnie Nachrichten geben, was er in seinen Stiefeln trägt?“ fragte Eva sofort den Mann ihrer Wahl.

„Wenn ich's die nächsten Wochen noch recht gründlich hole, wird's ja wohl sitzen“, gab er ausweichend zur Antwort, denn daß er ihren Herzenswunsch vergessen hatte, mochte er doch nicht einsehen.

Gleich den folgenden Tag ging er nun aber ans Werk. Er war in diesen letzten Wochen vor der Besichtigung außerordentlich so vielerlei zu beachten und einzubüben, daß er zu seinem Behagen inne wurde, die Sache war ganz und gar nicht so

Moltke, der große Schweiger.

Moltke lebte anfang Juli des Jahres 1870 auf seinem schlesischen Gute Creisau der Erholung. Täglich besuchte er seinen Gutshof, besichtigte die Felder und besprach wirtschaftliche Angelegenheiten mit seinem Inspektor. Am 11. Juli 1870, als er bei einer Wagenfahrt einen Bach auf einer Furt durchquerte, brachte ihm ein Bote eine Depesche. Als er die Depesche gelesen, steckte er sie ein und fuhr, ohne ein Wort zu sagen, des Weges weiter. Die Wageninsassen merkten dem General nicht die geringste Veränderung an. Nur schien es, als verspüre er noch weniger Lust, sich in irgendwelches Gespräch einzulassen.

Als man wieder auf dem Gutshofe angelangt war, meinte Moltke zu seinem Bruder: „Ich muß diese Nacht noch nach Berlin reisen!“ Niemand erhielt weitere Auskunft. Schweigsam sah man im Familienkreise bei der Abendtafel, als Moltke in plötzlicher Erregung erklärte: „Laßt sie nur kommen! Mit oder ohne Süddeutschland, wir sind gerüstet!“

So viel man auch fragen wollte, Moltke blieb schweigsam. Er reiste noch in derselben Nacht nach Berlin.

Nur wenige Tage später begann der deutsch-französische Krieg 1870/71. Er brachte uns in Generalfeldmarschall Moltke den genialen Feldherrn, der die verbündeten deutschen Heere von Sieg zu Sieg führte.

König Wilhelm I. sagte in einem Trinkspruch am 3. September nach der Schlacht von Sedan: „Sie, General v. Moen, haben das Schwert geschliffen, und Sie, General v. Moltke, haben das Schwert geführt; Sie, Graf Bismarck, leiten seit Jahren meine Politik in so vortrefflicher Weise, daß, wenn ich der Armee danke, ich Ihrer drei besonders gedenke.“

Wie Moltke selbst über seine Feldzugserfolge urteilt, beweist sein Ausspruch zu einem seiner Generalstabsoffiziere: „Wenn man bedenkt, wie wenig von solchen Erfolgen man sich selbst zuschreiben hat, und daß Gott in dem Schwachen groß ist, so lernt man von selbst Bescheidenheit.“

Ein Ausspruch, eines großen Mannes würdig. A. M.

Mutter.



Mutter! Mutter still' die Tränen,
Laß mich ruhn in kühlen Matten,
Still' dein Hoffen, still' dein Sehnen,
Laß von Blumen mich beschatten.
Wo ich fiel auf blut'gem Grunde,
Laß mich ruhn in stillem Frieden;
Wo mich traf die Todeswunde,
Laß mich sanft begraben liegen.
Mutter! Mutter still' die Tränen,
Laß dein schmerzgefülltes Weinen;
Still' dein Hoffen, still' dein Sehnen —
Gott wird uns dereinst vereinen.

Im Felde, den 8. Mai 1917.

Gedr. Bendsfeldt.

Fürs Haus

Die Kotschins sind Hühner, deren Ruhezugsenschaft weniger im Eierlegen als vielmehr in ideeller Richtung zu suchen ist. Von ihnen und den



Brahmas stammen die meisten jetzigen wertvollen Rassen ab, wie die Orpingtons, Plymouths, Wyandottes uho., auch zur Aufzucht und Zerstärkung anderer Rassen in Kotschinblut viel verwendet worden. Wenn wegen des geringen Nutzwertes auch die reinrassigen Kotschins bei uns verhältnismäßig

selten sind, so sollen sie doch nicht ganz verschwinden, da sie aus den genannten Gründen geradezu unerlässlich sind.

Unsere Bilder

Manabafona, die letzte Königin von Madagaskar, starb in Algier. Ihr großes Inselreich stand zuerst unter der Schutzherrschaft Frankreichs, nach der Eroberung durch den General Gallieni im Jahre 1896 wurde es gänzlich unter die französische Herrschaft genommen, die gebildete und bei ihrem Volk sehr beliebte Königin abgesetzt und nach Algier verwiesen, wo sie trotz ihrer wiederholten Bitten um standesgemäßen Unterhalt von dem ritterlichen Frankreich in den allerbescheidensten Verhältnissen gelassen wurde.

Geh. Hofrat Dr. Karl v. Linde, der weltberühmte Erfinder der flüssigen Luft, vollendete am 11. Juni in Prinz-Ludwigs-Höhe bei München sein 75. Lebensjahr. Seine Untersuchungen über die Prozesse des Gefrierens und seine Erfindung von Maschinen zur Anwendung dieser Prozesse sind weltbekannt, ebenso sein Verfahren zur Herstellung reinen Sauerstoffes. Er zählt zu den bedeutendsten Forschern der Gegenwart und hat viele hohe Auszeichnungen und Ehrungen erfahren; unter anderem ist er Mitglied der Akademien der Wissenschaften in München und Wien.

Fliegerleutnant Heinrich Gontermann, einem unserer erfolgreichsten Flieger, wurde in Anerkennung seiner Tapferkeit im Luftkampf der Orden Pour le mérite verliehen; er ist Führer einer mit großem Erfolge arbeitenden Jagdstaffel im Westen und hat bis jetzt 23 feindliche Flugzeuge zum Absturz gebracht. Gontermann ist in Siegen in Westfalen als Sohn des Professors G. geboren und steht im 21. Lebensjahre. In den deutschen Heeresberichten wurde der junge, erfolgreiche Fliegerleutnant mehrfach lobend hervorgehoben.

Wegmüde. Hermann Kaulbach ist einer unserer besten Kindermaler. Sein Lieblingsgebiet ist die Kinderwelt. Das Leben und Treiben der Kinder hat wohl keiner mit so viel Liebe und Aufmerksamkeit beobachtet. Es gibt fast keinen Zug, den er ihm nicht abgelauscht hätte, und er hat eine wahre Meisterhaftigkeit darin, diese Züge lebendig und sprechend wiederzugeben. Er versteht es besonders treffend, das Gefühlsleben, seine wechselnden Stimmungen auszudrücken und seinen Kleinen etwas Persönliches zu geben. Deswegen wirkt es keineswegs ermüdend, immer und immer dieselben Kindertypen bei ihm anzutreffen. Es ist wahr, es ist ein und dasselbe Urbild, das uns fast in jedem einzelnen begegnet, und die Kaulbachschen Kindertypen kennt man aus allen heraus. Aber wenn auch die Köpfe fast gleich geformt sind, drollig und pausbäckig, seinen besonderen Ausdruck hat doch ein jedes, und schon im besten Sinn sind seine Kinder alle, im selben Alter, in dem sie uns durch ihre Unschuld und Lieblichkeit am meisten gefallen. Es ist ein alltäglicher Vorgang, welchen unser Bild schildert. Die Kleinen sind wohl zu weit durchs Dorf gegangen, etwas zu weit für die kleinen Füße, vielleicht in der Sonnenhitze, und haben sich dann in den kühlen Schatten eines Hauses geflüchtet. Da fordert die Natur ihr Recht. Das eine ist faust eingeschlafen und tut die ersten tiefen Züge. Das andere, Schwesterlein oder Gebrüderlein, fühlt nun, daß sie das Kleine hüten muß, und schaut, wohl selbst müde, ernsthaft drein und bemüht, sich ja wach zu erhalten. O Kinderwelt, wie bist du reich und schön im jungen, ungetrübten Morgen deines Lebens und deinem ahnungslosen und wieder so ahnungsvollen Spiel!



Feintliche Frage.

Richter: „Die Jose hat den rohen Ausdruck Ihres Mannes gehört? Wo war sie denn?“
 Reugin: „In meinem Zimmer, sie flocht meine Zöpfe.“
 Richter: „Und wo befanden Sie sich?“

Friedensvereine bestehen hier in großer Zahl. Auch in Deutschland sind der Pazifisten nicht wenig. Friedenskongresse haben wieder in Genf, London, Brüssel, Paris usw. stattgefunden. Das Friedensmotto des Jaren sollte bekanntlich die Friedensidee besonders fördern. Der Krieg ist bekannt. Der blutigste Krieg der Weltgeschichte war die Folge. Der große Mord hatte also durchaus recht, wenn er der Idee vom Frieden skeptisch gegenüberstand. Die Interessen der Völker lassen sich auf internationalen Friedenskongressen kaum jemals vereinigen. Deutschland hat dies auf der Konferenz von Algieras deutlich erfahren.

Gemeinnütziges

Für eine gute Ernte zur Frühgemüsezeit muß schon im Sommer gesorgt werden. Man setze Landerde durchmischt mit Kompost und Düngesauerte sowie Kalkmehl auf; mische dieses öfters und zwar zum Herbst noch mit Thomasmehl. Man hat dann eine lockere, schöne Erde zum Frühgemüse.

Bespritzungen gegen die Kraut- und Wurmfraßkrankheit der Pflanzen sind nur dann erfolgreich, wenn auch die Unterseite der Blätter von der Kupferkalkbrühe getränkt werden. Dort befinden sich die Eizellen der Schädlinge.

Einjähriger Spargelsamen ist der beste. Es empfiehlt sich, den Spargelsamen im Sommer zu sammeln und im Frühjahr auszusäen.

Bei juckender Kopfhaut sind folgende Mischungen zu empfehlen: Weinsäure 10 Gramm, Essigsäure 1 1/2 Gramm, Kölnisches Wasser 166 Gramm, Rizinusöl 4 Gramm. — Die Waschungen einmal wöchentlich auszuführen und bei Sprödigkeit der Haut sofort abgebrochen werden.

Stauden, die man während des Winters antreiben will, werden etwa im Juli in Töpfe gepflanzt. Das Gedeihen gelingt naturgemäß am besten im Frühling oder Frühsommer. Die Stauden, wie Leberblümchen, Stiefmütterchen, Maiglöckchen.

Haserflockenfritadellen, vorzüglich als Beilage zu Gemüse. Ein Pfund Haserflocken wird mit 1/2 Liter kochend Wasser überbrüht, 1 Stunde stehen gelassen. Zwiebel und Petersilie wird gedämpft mit der erkalten Masse vermischt, Salz, Pfeffer, etwas Muskat. 2-3 Eier dazugegeben und alsdann kleine Fritadellen daraus geformt, die in Fett braun gebacken werden. Die Eier verfeinern die Fritadellen, die gut weggelassen werden.

Reise von Stärke schütte man nicht fort, sondern stelle das Gefäß schräg, damit sich der Bodensatz an einer Seite sammelt. Dann läßt man das obere Wasser später leicht abgießen, und die eingetrocknete Stärke kann man wieder verwenden.

Auflösung der Zerlegungsaufgabe.

S O M M E

Scharade.

Sobald der Winter ist gekommen, Erklärt das Erste, wie ihr wißt, Und der wird gerne angenommen. Der Reiz ein echtes Zweites ist. Das Ganze stellt der Kinder Schar Vergnügt sich aus dem Ersten dar.

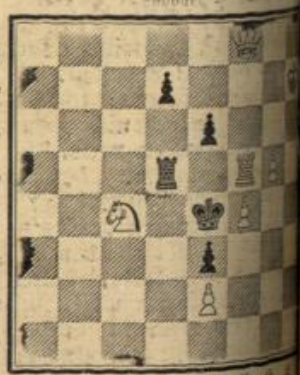
Julius Fald.

Eisbrennerei.

a, a, a, ad, bicht, eag, eu, dah, dor, e, e, gan, gen, ha, ka, kisch, lan, lem, mas, nan, ne, ni, ni, re, ri, ry, sa, sen, thrä, u, wurm. Aus vorstehenden Silben sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, einen Dichter und eins seiner Werke nennen. Die Wörter bezeichnen: 1) Kaulbockel. 2) Italienische Kolonie am Ruten Meer. 3) Wurm. 4) Opernkomponist. 5) Person der Griechischen Mythologie. 6) Bekanntester Dirigent. 7) Nordpolforschler. 8) Stadt in Schottland. 9) Militärisches Vesteilungsstück. 10) Kolonie bei Berlin. 11) Republik in Südamerika. W. Spangenberg.

Problem Nr. 180.

Von E. Ferber, St. Amant.



Matte in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels: Er, ich, Erich. Des Arithmogryphe: Bremen, Saal, Gel, Rebe, Wien, Ural, Elbe, Rade, Rade, Rade. Alle Rechte vorbehalten. Verantwortliche Schiffsleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und gegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

— Aus dem Schloßfenster in Berlin hörte Friedrich II. einst die Schüler des Grauen Klosters in der Burgstraße das Gellertsche Lied singen: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte! —“ „Sie muß freilich groß und grenzenlos sein,“ bemerkte da der König, „da sie es duldet, daß die Jungen so elend singen!“

Ein Panzerschiff im Mittelalter. „Nichts Neues unter der Sonne!“ — auch Panzerschiffe sind keine Erfindung des 19. Jahrhunderts, wie man gewöhnlich behauptet, sondern haben ihre Vorläufer schon in früheren Zeiten. Zu dem Geschwader, das Kaiser Karl V. im Jahre 1535 unter dem Oberbefehl des berühmten Admirals Andreas Doria gegen Tunis sandte, gehörte die „Santa Anna“, ein regelrechtes Panzerschiff. Die Johanniter hatten es 1530 zu Nizza erbaut. Es war stark befestigt, hatte 300 Mann Besatzung, war im Innern reich eingerichtet — u. a. mit einer kleinen Festhalle und einer Bettstube — und trug vor allem rings herum einen Panzer aus Bleiplatten, der ihm einen sicheren Schutz gegen die feindlichen Kugeln gewährte. Zu dem Erfolge der Unternehmung — sie endete mit der Eroberung von Tunis — hat die „Santa Anna“ nicht wenig beigetragen.

Vom ewigen Frieden. Deutschlands Feinde wollen auf den Trümmern des deutschen Reiches und seiner Verblindeten einen ewigen Frieden schaffen. Abgesehen davon, daß dieser Frieden die Weltherrschaft Englands noch fester begründen soll, ist die Idee vom ewigen Frieden sehr alt. Schon Heinrich IV. von Frankreich beschäftigte sich mit dem Plan eines christlich-europäischen Staatenbundes, indem die einzelnen Völker ihre Angelegenheiten friedlich beraten sollten. Napoleon I. suchte durch eine Weltmonarchie den Völkern Europas einen Frieden aufzudrängen. Was dabei herausgekommen, ist bekannt. Jahrzehntelang schwamm der Kontinent in Blut und Tränen. Nach ihm erstand die „heilige Allianz“, auch diese hatte den Zweck, einen ewigen Frieden unter den beteiligten Mächten zu stiften. Somit beschäftigte die Friedensidee auch Schriftsteller und Gelehrte. Abbé Charles Frenée de St. Pierre war der erste, der durch seine Schrift: „projet de paix perpétuelle entre les potentats de l'Europe“ im Jahre 1713 großes Aufsehen erregte. Auch Rousseau schrieb über den ewigen Frieden. Kant, der Weise von Königsberg, hat diese Idee ebenfalls in einer Schrift: „Zum ewigen Frieden“ am schärfsten abgehandelt. Fast zu gleicher Zeit gab auch Herder der Idee des ewigen Friedens in beredten Worten Ausdruck in Prosa und Dichtung. Seitdem hat sie nie aufgehört, die Gemüter zu beschäftigen. In Amerika und England hat sie stets begeisterte Anhänger ge-